...sert
...sblatt.

...hung
...n unüber-
...n Risiko!

...sen
...nssache
Preisen.

...der:
...ung.

...n
...nter
...m.b.H.

...nden
...preisen.

95
85

...ter!

...der
...zwang-

...ung
...richtung

...mbs.

...hule
...ndeplatz.
...umsonst
...190 Stb.
...aschinen

Oberpost-
...-Nr. 1006
...ktober d. Js.
...des Konto.
...gängig jederzeit

„Wie gesagt", fuhr Herr Lümann fort, „es ist mir äußerst unangenehm. Ich weiß, ich tue Ihnen gewissermaßen unrecht. Aber Geschäftsgrundsätze dürfen nicht mit Gefühlen irgendwelcher Art verkoppelt werden."

Buchhalter Schenkel blickte verständnislos.

„Also passen Sie auf!" sagte Herr Lümann und stand auf. „Ich habe die Handschriften der Angestellten an der Kasse und in der Buchhaltung von einem Graphologen untersuchen lassen. Die Beurteilungen sind im allgemeinen gut. Nur bei Ihnen" — Herr Lümann zuckte die Achseln — „nur bei Ihnen ist es leider anders. Hören Sie selbst: ‚Der Schreiber ist scheinbar ein korrekter Kaufmann, pünktlich und ordentlich. Aber nur deshalb, um eines Tages alle Kräfte auf eine gewagte Spekulation oder gar ein Verbrechen vereinigen zu können. Die verbrecherischen Anlagen sind so stark, daß er sie, da allmoralischen Hemmungen fehlen, nicht unterdrücken kann. Dazu gesellen sich Verschwendungssucht und selbst Lasterhaftigkeit. Dem Schreiber einen verantwortlichen Posten zu überlassen, wäre jedenfalls sträflicher Leichtsinn.'"

Schenkel hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. „Unmöglich", flüsterte er. „Dies Gutachten ist einfach unmöglich."

„Sie sehen selbst", lächelte Herr Lümann, „daß es möglich ist."

„Nein", sagte Schenkel, „ich habe doch meine Handschrift a u c h begutachten lassen." Er griff in die Brieftasche, faltete ein Schriftstück auseinander, „danach bin ich ein ehrlicher und durchaus zuverlässiger Charakter."

Herr Lümann wiegte den Kopf hin und her. „Mein Gutachten stammt von Doktor Aurich. Sie werden selbst anerkennen, daß er eine Autorität ist."

„Gewiß", nickte Schenkel, „aber auch mein Gutachten stammt von Doktor Aurich, und Sie werden selbst anerkennen ..."

Herr Lümann sprang von seinem Stuhl auf, nahm beide Schriftstücke, verglich. „Tatsächlich", murmelte der Direktor, „es muß eine Verwechslung vorliegen. Mein lieber Schenkel, ich nehme die Kündigung zurück, und um Sie völlig zu rehabilitieren, fahren wir jetzt beide zu Doktor Aurich und klären den Tatbestand auf."

Und sie fuhren beide zu Professor Doktor Aurich. Der blätterte in seiner Kartothek. „Es scheint tatsächlich eine Verwechslung vorzuliegen", sagte er schließlich. „Sie, Herr Direktor, haben mir einen Brief geschrieben, in dem Sie mich bitten, die anliegende Handschriftprobe eines Angestellten zu analysieren, nicht wahr?"

„Ganz recht", nickte Herr Lümann.

„Und ich", fuhr Doktor Aurich fort, „habe versehentlich nicht die anliegende Handschrift sondern Ihren Brief selbst, Herr Direktor, begutachtet."

Worauf der Buchhalter Schenkel zu Herrn Lümann, Direktor der Firma Kupoff-Handels-A.G., sagte: „Es tut mir sehr leid, aber unter diesen Umständen muß ich bei unserem Aufsichtsrat leider dahingehend vorstellig werden, daß Ihnen zum nächsten Termin die Kündigung ausgesprochen wird."

Der gleichen Ansicht war, wie sich später herausstellte, auch der Aufsichtsrat der Gesellschaft.

Fürstlicher Hunger in alter Zeit.

Von Karl Busse-Hellwig.

Die Verpflegung sehr großer Menschenmassen bereitet heute keine Schwierigkeiten mehr. Der Lebensmittelhandel ist so vortrefflich eingespielt und im Zusammenhang mit der Ausnutzung aller ausländischen und inländischen Verkehrsmöglichkeiten jederzeit so unbegrenzt lieferfähig, daß in einem mit Verkehrsmitteln gut ausgestatteten Kulturlande in Friedenszeiten eine Hungersnot als unmöglich bezeichnet werden darf. Der Historiker weiß, daß die Versorgung und Verpflegung großer Hofhaltungen der früheren Zeiten sehr oft bedeutende Schwierigkeiten verursachte und die Erzeuger der Lebensmittel, die Bauernschaft in der Umgebung solcher Höfe, selbst zuweilen in Ernährungsschwierigkeiten brachte, weil — wie ein Chronist unliebenswürdig, aber ehrlich behauptet — „der Hof alles Fleisch, allen Fisch, alles Federvieh, alles Wildbret sich ganz allein in seinen gefräßigen Leib geschlagen" hatte.

Höfe waren zu allen Zeiten gewaltige Menschenansammlungen mit sehr gesundem Eßbedürfnis. Aber was will selbst der große Hof des letzten deutschen Kaisers mit einem täglichen Ausgabenhaushalt von rund 43 000 Mark bedeuten gegenüber den nach Tausenden und Zehntausenden zählenden Menschenmassen, die von den großen Industrieunternehmungen in Pflege genommen werden! Gewiß verlangt die Durchführung einer solchen Aufgabe dafür besonders begabte Persönlichkeiten. Aber diese brauchen heute nur zu wissen, was sie wollen, und sind dann sicher, daß ihre Absichten durch Lieferungsfähigkeit oder Verkehrsschwierigkeit nicht durchkreuzt werden können.

In früheren Zeiten war das ganz anders. Die Höfe verfügten nicht einmal über Kühlhäuser und waren genötigt, an leicht verderblichen Lebensmitteln wie Fleisch immer ganz frische Ware zu beziehen. Anstelle von Kühlanlagen benutzten sie deshalb gewissermaßen Warmanlagen, das heißt, sie hielten das Fleisch für die kommenden Tage in großangelegten Ställen am Leben und dadurch frisch, waren dann aber auch wieder genötigt, sich eigene Schlachträume und Schlächter, wirkliche beamtete Hofschlächter, die am Hofe schlachteten und nicht nur dorthin lieferten, zu halten. Wie große Schwierigkeiten für die Ernährung der Höfe bestanden, erkennt man am klarsten aus den überlieferten Küchenprovisionen, den Generalstabsplänen für die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse.

In besonderem „Druck" in militärischem Sinne muß der Küchenmeister des Hannoverschen Hofes gewesen sein, als der prachtliebende Herzog Ernst August, der mit Erfolg die Kurfürstenwürde erstrebte, den Besuch des Königs von Spanien erhielt. Da der Reiseweg nach Sachsen den spanischen König nur durch die südlichen Landesteile Hannovers führte, mußte der ganze hannoversche Hof mit allem Drum und Dran ihm nach Hameln entgegenreisen und dort eine Hofhaltung obendrein noch besonders repräsentativer Art aus dem Boden stampfen. Nun soll der Küchenmeister zeigen, was er kann. Er setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um dem Hunger der Spanier und der Hannoveraner begegnen zu können, und entwirft diesen Feldzugsplan:

„Morgen Sonnabend früe treibet weg nach Hameln der Metzgerknecht 1 Ochsen, 20 fette, 20 gemeine Hameln,

Kälber, was hier lebendig kan mitgenommen werden, übrigens suchet Mstr. Andreas aldort herumb, was er haben kan. Davon wird am Sonntage früe geschlachtet: der Ochse, 10 fette, 10 gemeine Hamel. Die vorhandenen Kälber.

An Federvieh wird zur ganzen Außrichtung nötig sein: 48 Calkuten, 100 fette Hühner, 300 junge dito, 18 fette Gense, 36 fette Ahnten, 100 fette, 200 Mager Tauben.

Sodann was noch an der Notwendigkeit fehlen sollte, so nicht mitgeladen werden kann, aldort wird anzuschaffen sein.

Grob- und Feder Wilt Prätt so viel als zu haben, 100 fette Ortulanen, 42 fette wachteln,

fr. Lachs, Forellen, Krebse, Carutschen, Carpfen, Schmerlinge, Ahle, darumb wird sich aldort zu bemühen sein, insonderheit wegen der Krebse, Schmerlinge, Forellen an den Oberambtmann zu Ertzen, und Ambts Verwalter zu Osen zu schreiben.

2 Fäsgen Neunaugen, 1 do Lachs, 2 Pfd. Cappern, 4 Pfd. Sertellen, 24 Stück fr. Gering, 6 seiten Speck mit Schincken und Schultern, 6 st. Schincken, 10 do Ochsenzungen, zu Saucisen die fr. Schincken und Gedärme, 12 Wiltwürste, 12 Metwürste, Schweinefüße und Ohren soviel als zu haben, 2 huet gr. Zucker, 2 huet fr. Zucker, 300 Citronen, ½ Pfd. Bliernweg, ¼ Pfd. Nüsse, 4 Lt. Negelcken, ¼ Pfd. Cannehl, 1 Pfd. Weiß. Pfeffer, 1 Pfd. Schwartz dito, 6 Pfd. Lange Mandeln, ½ Pfd. Bittere dito, 4 Pfd. kl. Rosinen, 6 Pfd. reiß, 4 Pfd. Perlgerste, Saltz, 100 Pfd. Mehl, 12 Pfd. Schweifschen, 1 Kaste Brunellen, 2 Pfd. Pistatien, 1 Pfd. Pimpel."

Die ganze Geschichte erinnert ein wenig an den KinderverS „Backe, backe, Kuchen ... wer will schönen Kuchen backen, der muß haben sieben Sachen."

Hoffen wir, daß der Metzgerknecht auf dem weiten Wege von Hannover nach Hameln seine Kälber und Ochsen auch richtig zur Stelle geschafft hat, daß der Oberamtmann in Aerzen und der Amtsverwalter zu Ohsen mit den gewünschten Fischen zur Stelle waren und daß die Hamelnschen Ratten nicht alle die schönen Dinge aufgefressen hatten, die der Küchenmeister von Hannover für den König von Spanien in Hinterhand halten wollte.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

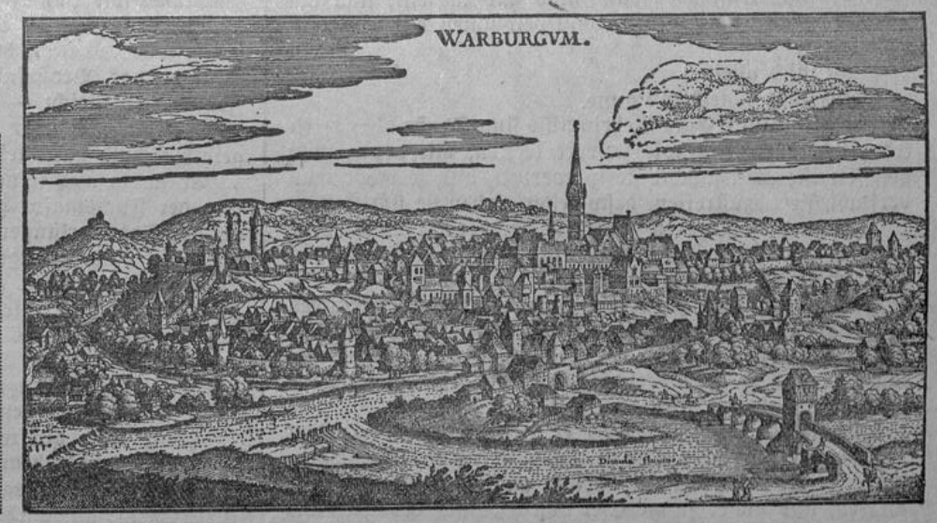
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 75 | **20. September 1930** | **5. Jahrgang**

Die Gouvernante

ROMAN VON ERIKA FORST

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

(14. Fortsetzung)

„Ja", erwiderte die Berenberg und seufzte ein wenig, seit ihr gestern die alte Frau von Zieten gesagt hatte: „Achten Sie auf Ihre hübsche Gouvernante — das Mädchen gefällt mir nicht, es lügt", war ihr wieder nicht ganz wohl zumute, wenn sie an Martha Meier dachte.

Die alte Zieten kannte ihre Leute. Es war zwar schwer, diesem warmherzigen Geschöpfchen gegenüber Mißtrauen zu hegen. Und hatte nicht sogar ihr reservierter Sohn Ernst-August zu ihr gesagt, daß Fräulein Meier sich heute morgen tadellos benommen hatte? Freilich, er war noch jung, und die Erzieherin zu niedlich, als daß ein junger Mann einwandfrei objektiv urteilen könnte.

„Mechthild mag sie nicht", warf die Gräfin hin, als ob sie die Gedanken der Schwester lesen könnte.

Die Baronin lächelte nachsichtig.

„Sie ist eben ein recht gewöhnliches Wesen, diese Meier. Was soll man auch von ihr verlangen?" fuhr die Gräfin fort. „Wie sie sich gestern aufgedonnert hatte. Und dieser auffallende, unechte Schmuck."

„Die Zieten behauptet, er s e i echt", erzählte unvorsichtigerweise die Baronin, „und daß dies von Fräulein Meier geleugnet wurde, mache sie mißtrauisch."

Die Gräfin verlor mit einem Male alle Farbe.

„O Gott, Susanne, eine Erzieherin mit solchem Schmuck, das ist ein Unding. Das Mädchen wird doch nicht etwa eine Hoteldiebin sein."

„Liebste Marianne, wir sind doch kein Hotel, und ein so feines, gebildetes Mädchen wie die kleine Meier ..."

„Du bist eben etwas hinterwäldlerisch, liebe Susanne: große Diebesgesellschaften verfügen über die allerbesten Kräfte mit vorzüglichen Umgangsformen, die sich überall einzuschmeicheln und beliebt zu machen verstehen, und wenn sie das Terrain richtig rekognosziert haben, sind sie eines schönen Tages spurlos verschwunden und mit ihnen, was sie Wertvolles ergattern konnten. Ich würde dir raten, sehr, sehr vorsichtig zu sein und deine Gold- und Silbersachen doppelt und dreifach zu verschließen."

Der Baronin wurde es bei den Worten der Schwester heiß und kalt. Auch sie war eine mißtrauische Person, und es war ihrem Gedächtnis nicht entschwunden, daß die Erzieherin auf sie auch einen fremdartigen Eindruck gemacht hatte. Aber sie hatte sie inzwischen beobachtet und besser kennengelernt, und eigentlich festgestellt, daß das junge Mädchen eben nur dem Bilde einer Erzieherin wenig entsprach, sonst aber nicht nur einwandfrei, sondern ein allerliebstes Geschöpfchen sei, ihren Mädels, wenn auch keine pflichtbewußte Gouvernante, so doch eine anregende Gesellschafterin war, die sie gewandter und geistig reger machte.

So verwarf sie die Warnungen der Schwester und entgegnete: „Marianne, unser Meierchen stammt aus guter Familie; ein alter Freund, der berühmte Chirurg Balten, der meinen Mann vor einigen Jahren operierte, bei der bösen Blinddarmsache damals, kennt die Familie und hat sie empfohlen. Also laß nur sein, ich möchte eine Hausgenossin nicht ungerecht verdächtigen."

„Was mich betrifft, ich werde jedenfalls meine Sachen sehr aufmerksam fortschließen."

„Mache das, Marianne, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich könnte diesem Kinde nicht mehr in die Augen sehen, wenn ich sie nach dieser häßlichen Richtung hin verdächtigte."

Gräfin Stach zuckte die Achseln.

„Und wenn nun die Zeugnisse gefälscht sind?"

Heiß und kalt überlief es die Baronin. Dasselbe Empfinden hatte sie am ersten Tagen gehabt. Warum nur war nicht längst ein Schreiben an Balten abgegangen? Schon um die arme Meier von jedem Verdacht zu reinigen.

Morgen, dachte sie, morgen soll Werther sofort anfragen.

* * *

Edelgard hängte sich bei Heinz unter, der das Racket fortgeworfen hatte.

„Blödes Spiel", knurrte er.

„Ich mag auch nicht mehr, Heinzemann! Komm unter die Bäume, ich weiß ein Geheimnis, das ich dir anvertrauen muß, denn es brennt mich gar zu sehr, und die Großen sollen nichts wissen, sonst bekommen wir nur noch Schelte."

„Laß mich allein."

Heinz war schlechter Laune.

„Geheimnisse? Eure Geheimnisse sind Spaß; aber wirkliche, Edelgard, sind wie schwere Ketten, mit denen man gefesselt ist; man möchte sie loswerden, und je mehr man versucht, sie abzustreifen, desto fester ziehen sie sich zu."

Edelgard sah ihren Bruder nachdenklich an. „Ich glaube, wir haben aber doch ein wirkliches Geheimnis. Soll ich es dir mal erzählen?"

„Wenn du das zu einem halben Dutzend Menschen sagst, Edelchen, ist dein Geheimnis bald eine Allerweltswissenschaft", sagte er, wider Willen und Stimmung lachend. Als er aber vernahm, um was es sich handelte, wurde er blaß und zornig.

„Welch ein Unsinn", schalt er, „euch abends im Park herumzutreiben; ich werde es unverzüglich Mama melden. Eure werte Gouvernante sollte man aus dem Hause werfen, und dieser junge Esel von Vollmer verdiente die Reitpeitsche."

„Aber Heinz!" rief Edelgard entsetzt und voller Furcht, ihre Komplicen würden sie grenzenlos verachten, weil sie sie verraten hatte. „Vollmer ist ein halbes Jahr älter als du und Fräulein Meier schlief längst. Es ist nur wegen des geheimnisvollen Menschen, den wir aus dem Hause kommen sahen — wir sind so bange geworden. Wenn nun heute nacht wieder jemand eindringt, denke, wie furchtbar, und doch mögen wir es den Eltern auch nicht gestehen."

Heinz' Stirn hatte sich gefurcht, seine Augen blickten böse vor sich nieder.

„Ich will dir mal was sagen", begann er nach einer Weile langsam. „Ich glaube den ganzen Schwindel nicht. Du hast vergessen abzuschließen und die Schatten der Tür oder sonst was für einen Menschen gehalten."

„Aber, Heinz, die beiden anderen ..."

„Sind gerad' solche Gänschen wie du. Habt ihr denn meinem Busenfreunde Vollmer die Sache auch schon auf die Nase gehängt?"

„Edith wollte es, aber Vera riet davon ab."

„Vera wenigstens ist vernünftig — und ich rate euch: schweigt! Wer weiß, am Ende ist die Sache für eure Meier am peinlichsten, wenn sie 'rauskommt — und wenn ihr sie lieb habt: haltet den Mund!"

„Und heute nacht?"

„Schließt eure Türen und geht rechtzeitig ins Bett, wie es sich für euch schickt, dann kann nichts passieren. Und nun laß mich allein, mir ist verdammt schlecht."

Man konnte es ihm glauben, er war blaß wie der Kalk an der Wand.

Heinz machte sich von den anderen los und suchte sein Zimmer auf. Dort warf er sich in einen Sessel und lehnte den Kopf weit zurück. Er seufzte schmerzlich.

Ich gerate tiefer und tiefer hinein, dachte er, mache einen Fehler nach dem anderen. Wenn ich es gleich gesagt hätte, wäre es nur halb so schlimm gewesen. Ich bin feige, feige. Wäre nur die Tante fort und dieser lange blasierte Weltmann Plötz — aber den Krach vor diesen gleichgültigen Menschen.

Er zog die Depesche aus der Tasche. Und wenn sie nun die Frist nicht wieder verlängern? Dann ade, du schöne Welt. Nein, nein, begehrte es in ihm auf, dann nehme ich diese unglücklichen ... — er wagte nicht einmal das Wort zu denken — wieder an mich, und dann fort, nach ... Wer weiß wohin? Vater wird den Schaden decken. Und mich werden sie als verlorenen Sohn bald genug vergessen.

Er lächelte bitter bei dem Gedanken, wie Ernst-August den Stab über den leichtfertigen Bruder brechen würde — und erst die Mutter: „Bei der Erziehung", würde sie sagen; er hörte es —, und nur der Vater hätte vielleicht ein Wort der Entschuldigung für ihn: „Der Bengel tut mir trotz allem leid, er ist doch auch ein Berenberg und sowas kommt vor bei jungen Leuten."

Etwas wie Haß und Verachtung gegen die ganze Welt kam in Heinz hoch. Wenn man weniger streng erzogen wäre, wäre es nicht besser gewesen, dachte er, man hätte weniger das Bedürfnis, sich auszutoben und nach dem Fehler — vielleicht — mehr Mut, zu bekennen. Aber, wer weiß, schließlich war das ja auch alles egal. Schuld, gewiß Schuld hatte keiner als er.

Er nahm aus seiner Brieftasche das Telegramm, das ihm der Fuchsmajor geschickt — man hatte ihm die Frist um vier Tage verlängert bis zur Fälligkeit der Spielschulden, die er in einer einzigen Nacht, im Rausch, gemacht hatte. „Um mit dem alten Herrn reden zu können" — es hat gar keine Schwierigkeiten, hatte er selber versichert, und von weitem hatte es auch so ausgesehen, aber je näher er dem väterlichen Hause und seiner Atmosphäre von Biederkeit und strenger Ordnung gekommen, desto deutlicher war es ihm geworden, was er begangen hatte.

Heinz stand auf und legte sich die Sachen zurecht, die er heute nacht gebrauchen würde, wenn er nach Köslin wanderte — ein Weg von fünf Stunden zu Fuß —, um die Depesche aufzugeben.

„Haus voll Gäste. Alter Herr kommt für alles auf. Bittet nur um Frist bis Donnerstag. Rückantwort bezahlt." Und gegen Morgen konnte er mit dem ersten Zuge bis zum Landstädtchen fahren und gegen sechs Uhr schon wieder im Bett liegen.

* * *

An die Tür, die zu den Schlaf- und Toilettenzimmern der Berenbergs führte, klopfte eine zitternde, vor Aufregung eiskalte Hand. Im Nachtkleid, einen leichten Schal lose um die Schultern geworfen, der üppigen schwarzen Haarkrone, bis auf ein spärliches Restchen, das als bescheidenes Zöpfchen im Nacken hing, entledigt, stand die Gräfin Stach vor ihrer Schwester, die, noch unausgekleidet, ihr öffnete.

„Susanne, laß diese schreckliche Person sofort einsperren — sie hat uns bestohlen."

„Um Gottes willen, Marianne."

„Die Stachschen Perlen, o Gott, o Gott, Susanne ..."

Die Baronin zog die zähneklappernde Schwester in ihr Zimmer.

„Ich verstehe noch nicht ..."

Es klopfte schon wieder, und Mechthild trat ein. Noch blasser wie die Mutter, mit bebenden Lippen und weit geöffneten Augen, das Schneewittchenhaar in zwei langen Zöpfen über das zartfarbene Nachthemd herabhängend, bot sie zugleich ein Bild größter Lieblichkeit und schmerzvollster Erregung.

Sie warf sich auf einen Stuhl und schluchzte haltlos.

„Meine Perlen sind weg, meine Perlen, und die Meier hat sie gestohlen. Wie konntet ihr uns auch nur mit dieser gefährlichen Person auf einem Korridor schlafen lassen. Nun ist sie wohl schon über alle Berge."

Der Baron, der flüchtig Toilette gemacht hatte, erschien auf der Bildfläche.

„Was ist los? Wer hat gestohlen?"

Die Gräfin erzählte.

(Fortsetzung folgt).

Praktische Ecke.

Wasserdichte Schirme. Baumwollene Schirme werden auf folgende Weise wasserdicht gemacht: Ein vier Zentimeter langes Stückchen Paraffinkerze wird geschabt und mit 120 Gramm Benzin in einem Glas so lange geschüttelt, bis sich das Paraffin auflöst. Dann spannt man den Schirm auf und gießt die Lösung schnell, in Spirallinien anfangend, über den ganzen Schirm. Es ist bei dieser Prozedur natürlich darauf zu achten, daß kein offenes Licht in der Nähe ist.

Zwei Frauen und ein Kind.

Skizze von G. W. Deininger.

Welche Rolle spielt das Los eines einzelnen Erwerbslosen, wenn drei Millionen im Lande nicht wissen, ob noch einmal in ihr und ihrer Angehörigen Leben ein Lichtstrahl fallen wird! Seit anderthalb Jahren war Hans Schwartz ohne Verdienst. Er hatte es schon ganz verlernt, morgens, wenn er am Schalter seine Karte zum Stempeln vorzeigte, danach zu fragen: „Keine Arbeit für mich?" — Der Beamte zuckte die Achsel. „Dreher? Ein ganzes Regiment könnten wir davon aufstellen." Der nächste in der langen Schlange schob Hans Schwartz zur Seite. Dreihundert Mann wollten in fünf Stunden abgefertigt werden.

Zu Hause wuchs die Not. Was half es, daß die Unterstützung vor dem Verhungern bewahrte, wenn sie zur Zahlung der Miete nicht reichte, wenn der erzwungene Müßiggang, die Hoffnungslosigkeit, der Aerger über das nutzlose Geschwätz der Parteiagitatoren den Menschen zermürbte! Unerträglich wurde Hans Schwartz das Herumhocken zu Hause, quälend der Anblick der Frau, der er vor zwei Jahren sorglos gesagt hatte: „Ach was, Thea, wir heiraten. Wir sind jung, und ich finde immer Arbeit." Und nun konnte er ihr noch nicht einmal die Pflege angedeihen lassen, die ihr Zustand erforderte. Ein Unglück nannte er das Kind, das sie unter dem Herzen trug. Thea wußte, er haßte es beinahe, aus einem Gemisch von Verantwortungsgefühl heraus, das sein Gewissen beschwerte, und von Selbstsucht, die ihm zuraunte: „Nun wird es noch knapper, noch ärmlicher werden bei Dir!"

Das Kind kam. Es war gesund und stark. Die Mutter hatte ihm wohl ihre ganze Kraft gegeben. Und nun lag sie müde in den Kissen. Sie empfand keine Freude über das, was sie sonst ein Glück genannt haben würde. Sie sah das unzufriedene Gesicht des Mannes. Sie nahm ihr Kind in den Arm und dachte daran, wie ihm in Monaten, in wenigen Wochen vielleicht schon die Unterernährung auf dem Gesichte geschrieben stehen würde. Die Verzweiflung griff ihr nach dem Herzen. Um des Kindes willen wollte sie stark bleiben, nicht weinen. Später würde es vor Hunger noch oft genug schreien müssen. Doch die Tränen rollten ihr lautlos die mageren Backen hinunter. —

Der zweite Fall lag anders. Im Heim des Parteisekretärs Wilke kannte man keine wirtschaftliche Not. Der Hausherr hatte es verstanden, den Sprung von der Drehbank zum Tisch hinter dem Kassenschalter noch rechtzeitig zu machen. Dazu war Aussicht vorhanden, daß ihn das Stimmvieh seiner Partei in allernächster Zeit zum Ersatz abgenutzter alter Kehlköpfe auf einen Sitz im Reichstag emporheben würde. Der Parteisekretär Wilke hätte somit zufrieden sein können. Doch ein Umstand trübte sein Glück. Daß seine Frau seinen Parteimaximen kein Verständnis entgegenbrachte, bedrückte ihn weniger. Er war ehrlich genug, sich zu sagen: „Du hättest die verarmte Bürgerliche nicht nehmen sollen." Freilich vergaß er hierbei mitunter, daß der Parteisekretär Wilke diese Ehe eingegangen war, weil er gedacht hatte: „Wenn Du erst im Reichstag bist, kann Dir eine Frau, die einigermaßen gesellschaftliche Formen kennt, nur von Nutzen sein."

Daß ihm aber diese Frau keine Kinder schenkte, verzieh ihr Wilke nicht. Ein Mann, der es noch so weit bringen würde wie er, mußte einen Erben haben.

Erna Wilke litt unter seinen Vorwürfen. Sie hatte es eben noch nicht verstanden, sich ihm anzupassen und Unangenehmes an sich abgleiten zu lassen wie Regentropfen von einem Oelmantel. Sie sehnte sich selbst nach dem Kinde, das ihr ein Ersatz sein könnte für das Glück, das sie in ihrer Ehe weder fand noch zu schenken vermochte.

Sie sann nach einem Ausweg. Zuerst dachte sie daran, ein Kind zu adoptieren. Doch sie gab den Gedanken wieder auf, weil sie wußte, ihr Mann würde sich mit dieser Lösung nicht einverstanden erklären. Und dann faßte sie einen verzweifelten Entschluß. Ihr Mann sollte als Agitationsredner für Wochen das flache Land bereisen und dem Hause fern bleiben. Da sagte sie ihm beim Abschied: „Ich habe es Dir noch nicht verraten, weil ich Dich damit überraschen wollte: Vielleicht findest Du den Erben vor, wenn Du nach Hause kommst." Zum ersten Mal seit Jahren gab der Parteisekretär Wilke seiner Frau einen Kuß, der von Herzen kam.

Als ihr Mann gegangen war, kam Erna Wilke die Schwere ihres Entschlusses erst voll zum Bewußtsein. Doch sie konnte nun nicht mehr zurück. Sie mußte den Betrug zu Ende führen oder ...

So kam es, daß bald danach eine Anzeige in der Zeitung stand: „Gesunder Knabe im Alter von wenigen Tagen wird an Kindesstatt angenommen."

Diese Anzeige schlug die Brücke zwischen den beiden fällen. Denn Hans Schwartz las sie, als er die Suppenknochen in den Topf warf, die ihm der Schlachter in eine Zeitung vom Tage vorher eingewickelt hatte. Er reichte seiner Frau das Stück Papier: „Lies!" Der jungen Mutter schwammen die Buchstaben vor den Augen: „Hans, Du denkst doch nicht daran!" — „Selbstverständlich!" sagte er.

Er führte dann nebenan in der Stube die kurzen Verhandlungen mit Frau Wilke selbst. Er fühlte wohl, daß Thea nicht die Kraft dazu besaß.

Sie tat ihm leid, als sie tränenlos im Bett kauerte und auf den Eindruck im Kissen stierte, der noch rund und warm war vom Kopf ihres verschenkten Kindes. Der Hundertmarkschein, den ihm Erna Wilke gegeben hatte, brannte ihm zwischen den Fingern. Er ging rasch, ihn zu wechseln, weil er ihn nicht mehr sehen mochte. —

Der Parteisekretär Wilke war glücklich, als er seine Reise für ein paar Tage unterbrach und seine Frau ihm aus den Kissen heraus den ersehnten Stammhalter entgegen hielt. Dann rief ihn die Pflicht in den Wahlkampf zurück. —

Tage vergingen. Sie wurden für Thea Schwartz zur unerträglichen Qual. In den Nächten wachte sie auf und griff zur Seite. Sie suchte ihr Kind. Verzweifeltes Weinen schüttelte sie, wenn ihre Hand nur das Kissen fand, wenn ihr zum Bewußtsein kam, daß sie ihr Kind verschenkt hatte. Ihr Schluchzen weckte den Mann. Und dann lagen beide in der Dunkelheit und wußten sich nichts zu sagen. Keinen Trost, keinen Vorwurf.

Doch eines Morgens stellte sich Thea Schwartz vor die Flurtür, als ihr Mann zum Arbeitsamt gehen wollte: „Ich kann es nicht länger ertragen. Ich will mein Kind wieder haben!" Vielleicht lag ihm ein hartes Wort auf der Zunge. Doch dann mußte er ihr in die Augen sehen. Da senkte er den Kopf: „Tu, was Du willst!" —

Erna Wilke erschrak, als die Mutter „ihres" Kindes zu ihr kam: „Sie wollen es mir wieder nehmen? Nein, nein, ich gebe es nicht her!" Da fiel die andere vor ihr nieder: „Ich kann ohne mein Kind nicht leben. Geben Sie mir es! — Sie sagen nichts. Sie wollen nicht. Antworten Sie doch, antworten Sie ..." Sie wußte wohl nicht, welcher Kampf in der Brust der anderen tobte.

„Stehen Sie auf!" sagte endlich Erna Wilke vollkommen ruhig. „Sie sollen Ihr Kind haben." Sie ging in das Nebenzimmer und nahm den Knaben aus der Wiege. Sie zögerte einen Augenblick, als könnte sie das Kind nicht fortgeben. Dann riß sie sich zusammen und legte es der Mutter in die Arme: „Gehen Sie, gehen Sie! Schicken Sie Ihren Mann. Er soll sofort die Wiege holen. Ich schenke sie Ihnen. Ach, reden Sie doch nicht von den hundert Mark!" —

Als der Parteisekretär Wilke ein paar Tage später am Vorabend der Reichstagswahl nach Hause kam, fand er die Wohnung leer. Ein Brief seiner Frau klärte ihn auf. „Ich gehe", schrieb sie zum Schluß, „denn wir können jetzt doch nicht mehr zusammen leben."

Der Parteisekretär Wilke wußte später nicht, was ihn härter getroffen hatte: Diese Enttäuschung oder der zweite Schlag: die Wählerschaft hatte sich entschlossen, dieses Mal nicht Stimmvieh zu sein. Ein anderer kam in den Reichstag.

Graphologie.

Heitere Skizze von Hans Riebau.

Herr Lümann, Direktor der Kupoff-Handels-A.G., ließ den Buchhalter Schenkel kommen.

„Mein lieber Schenkel", sagte er, „Sie sind fünfzehn Jahre in unserer Firma tätig. Nie haben Sie sich etwas zu schulden kommen lassen. Ihr Eifer. Ihre Pünktlichkeit sind nicht zu übertreffen. Obwohl ich dies anerkenne, muß ich Ihnen zu meinem Bedauern zum nächsten Ersten kündigen."

Schenkel, der Buchhalter, taumelte zurück. „Kündigen?" flüsterte er. „Warum?"